

# Erzählungen von Mut und Widerstand

*Aus dem Alltag armutserfahrener Menschen*

**Zum »Welttag zur Überwindung von Armut« (17. Oktober) sammelte die Schweizer Sektion von ATD Vierte Welt im Jahr 2005 eine Vielzahl von Hoffnungsgeschichten. Sie zeigen, mit welcher Stärke viele in Armut als Menschen bestehen – und wie dringend der gemeinsame Einsatz für ihre Rechte ist. Eine Auswahl.**

## Großzügigkeit

Ich wohne seit 50 Jahren in einem Arbeiterviertel. Nach und nach ist mir bewusst geworden, was die Familien um uns herum erleben, welchen Widerstand sie täglich leisten müssen, um als Familie zu bestehen. [...] Ich kannte eine Familie mit sechs Kindern. Der Mann arbeitete, aber das Geld reichte nie bis zum Ende des Monats aus. Im Viertel war die Frau verrufen. Man sagte, sie habe zu viele Kinder, sie sei ein armer Teufel. Das Leben war hart, sie hatten nicht genug Platz zu Hause, aber sie liebten ihre Kinder. Die Mutter wurde kritisiert, weil sie trotz Geldmangel die »gute« Butter für ihre Kinder kaufte; wer arm ist, hat sich mit Kochbutter zu begnügen. Trotz ihres schlechten Ansehens war diese Frau den Leuten gegenüber sehr großzügig: Selbst wenn sie wenig hatte, teilte sie. Wenn

Nachbarn im Krankenhaus waren, besuchte sie diese mit einem Blumenstrauß, und als ich meine Wirbelsäule gebrochen hatte, machte sie drei Monate lang wöchentlich meine Wäsche. [...]

Ich möchte auch von einer anderen Familie sprechen, die in unser Viertel kam, nachdem sie aus ihrer früheren Wohnung ausgewiesen worden war. Der Vater arbeitete auf dem Bau, bis er schwer erkrankte. Die Mutter war nach ihrer Geburt ausgesetzt worden und hatte deshalb nicht viel Kraft. Sie war instabil und hatte vor vielem Angst. Sie trank ein wenig, um sich Mut zu machen, aber keiner zeigte dafür Verständnis. Sie bekam die Verachtung des Viertels zu spüren. [...] In der gemeinsamen Waschküche ließ man die Frau links liegen, man fand, dass ihre Wäsche zu dreckig sei. Also hat sie Angst bekommen, in die Waschküche zu gehen, oft kam sie in einem traurigen Zustand und verspätet dort an. [...] Ich tat, was ich konnte, um sie zu unterstützen: Ein Jahr lang wusch ich ihre Wäsche mit meiner zusammen. [...] Diese Frau zeigte auch, dass sie sich um die anderen sorgte: Als meine Nichte nach einem Unfall starb, sprach sie mir ihr Beileid aus und kaufte mir eine Blume, obwohl sie finanziell sehr knapp dran war. Wenn sie zu mir kam zum Kaffeetrinken, brachte sie immer etwas Nescafé mit. Sie spürte meine Zuneigung, sie konn-

te sie selbst sein, sie wurde nicht beurteilt. Oft tranken wir Kaffee gemeinsam mit der Frau, von der ich vorher erzählte. Es ist wichtig, jedem zu ermöglichen, aus seiner Isolation herauszukommen. Ihre Kinder waren stolz, dass ihre Mutter andere besuchen konnte.« *Frau K., die sich in einer Arbeiterfamilienbewegung engagiert.*

## Achtung und Würde

»Es ist schwierig, jemanden, der wirklich ganz unten ist, in unsere Mitte hereinzuholen. Vielleicht, weil es uns stark an den eigenen Schmerz erinnert, den wir lieber weit von uns haben möchten. In meiner Nachbarschaft lebt eine Frau, die allein ist mit ihren vier Kindern. Viele haben Angst vor ihr. Sogar Leute von uns, die wissen, was Armut ist, haben Mühe zu akzeptieren, dass sie in unserer Gruppe mitmacht. Einmal haben die andern uns Vorwürfe gemacht, weil meine Tochter ihre Kleine dieser Frau zum Hüten anvertraut hatte. Darauf hat meine Tochter ihre Sachen gepackt und ist mit dem Kind und dem Hund für eine ganze Woche zu ihr gezogen. Seither ist Ruhe. Meine Tochter hat gezeigt, dass es möglich ist, diese Familie zu respektieren und sogar mit ihr zusammenzuleben. Nun sind auch die andern weniger ablehnend.« *Frau S.*

»Die erste Sache der Würde ist, die Leute zu grüßen. [...] Seit zwei Jahren suche ich Arbeit. Ich treffe Menschen an, die tatsächlich vergessen haben, sich sozial zu benehmen. Ich verlange, dass man mir in die Augen schaut, auch wenn ich ganz unten bin. Das hat nichts zu tun mit falschem Stolz, das ist Würde. Jeder Mensch ist wie er ist, mit seinen Qualitäten und seinen Schwächen. Aber dass man von vornherein sagt, einer, der nicht arbeitet, sei ein ›fauler Sack‹, das darf es nicht geben!« *Herr L., 50 Jahre.*

## Der schönste Tag

»Ich bin ein 26-jähriger Schweizer und ich habe vor einem Jahr erreicht, dass die Beistandschaft, die ich seit meinem neunzehnten Lebensjahr hatte, aufgehoben wurde. Keiner glaubte, dass ich das schaffen würde. Ich kann nicht lesen, und das hieß gleich für alle, dass ich mit den administrativen Angelegenheiten nicht zurecht kommen würde. Doch ich habe ihnen und auch mir das Gegenteil bewiesen.

Die Beistandschaft ist für mich das Schlimmste, was es gibt, denn du bist nicht mehr dein eigener Herr. Sie verwalten dein Leben, sie verwalten alles: Jedesmal, wenn du etwas tun möchtest, musst du die Beiständin um Erlaubnis fragen. Sie entscheidet für dich oder schiebt die Entscheidung immer wieder hinaus, wie damals, als ich den Führerschein machen wollte. Ich musste auch jeden Kauf rechtfertigen und die Kassenzettel vorzeigen; ich habe mich oft ge-

»*Ich bat ihn, mir Vertrauen zu schenken.*«

schämt. [...] All diese Jahre hat mein Beistand meine Rechnungen bezahlt, aber ich wusste weder, was er bezahlte, noch was ich einnahm. Er hat mir nichts beigebracht, er hat mir nicht gezeigt, wie ich meine Rechnungen bezahlen und meine Finanzen verwalten kann.

Nach acht Jahren hielt ich es nicht mehr aus, ich wollte mein Leben wieder selbst in die Hand nehmen. Ich schrieb mit Hilfe einer Freundin an den Richter, um die Aufhebung der Beistandschaft zu beantragen. Ich bat ihn, mir Vertrauen zu schenken, damit ich beweisen könne, dass ich fähig bin, meine Rechnungen zu zahlen. [...] Ich erhielt die Unterstützung meines Arztes. Der Tag, an dem die Beistandschaft aufgehoben wurde, war der schönste meines Lebens. Es war

eine Befreiung, mein Leben konnte neu beginnen, ich hatte wieder viele Projekte. Ich sagte mir: «Mein Leben wird sich ändern, ich will arbeiten und nicht einfach darauf warten, eine IV-Rente zu erhalten. Ich möchte auch Lesen und Schreiben lernen, um all die schönen Dinge zu entdecken, die sich in den Bibliotheken verbergen.»

Ein Jahr lang beaufsichtigten sie mich, um zu sehen, ob ich meine Rechnungen zahlen konnte. Ich musste viele Schritte unternehmen, um die Rechnungen an meine Adresse zu erhalten oder um eine Abmachung mit den Steuern zu treffen. Am Anfang hat meine Mutter mir gezeigt, wie ich die Papiere einordnen kann. Ich habe auch ein System gefunden, um meine Verabredungen zu notieren. Es macht mir Freude, all dies zu erledigen. Der Richter sagte mir übrigens, er sei erstaunt über meine Fortschritte. Ich möchte andere dazu ermutigen, sich nicht unterkriegen zu lassen [...].« *Herr G.*

## Der Kampf um die Kinder

»Am meisten haben meine Kinder und ich darunter gelitten, dass die Kinder in ein Heim platziert wurden. Ich hatte ja selber erlebt, wie traurig es ist, wenn man nicht in der eigenen Familie aufwachsen kann. Mit verzweifelmtem Mut kämpfte ich dafür, sie wieder zurückzuerhalten. Nun macht meine Tochter mit ihren Kindern die gleichen Erfahrungen wie schon meine Eltern und wie ich als Mädchen, als junge Frau und Mutter. All die schweren Erlebnisse haben sie krank gemacht, und zwei ihrer drei Kinder wurden in verschiedene Heime platziert. Sie sind weit weg von ihr und es ist sehr schwierig für sie, die Kinder zu besuchen. Aber sie hat sich dagegen gewehrt, dass ihre 14-jährige Tochter in eine geschlossene Jugendanstalt eingeschlossen wer-

den sollte. Durch die Erfahrungen aus meinem und unserem gemeinsamen Leben fand sie den Mut zu einer Anwältin zu gehen. Sie reichte gegen den Beistand ihrer Tochter Klage ein. Während der Gerichtsverhandlung stellte sie die gleiche Frage, die auch ich schon vor Jahren an die Behörden gerichtet hatte: »Kennen Sie eigentlich meine Tochter?« Das Gericht gab ihr Recht und der Beistand wurde verworfen. [...] Durch ihren Mut hat meine Tochter ihr Kind wieder zurückbekommen und sich die Achtung des Beistands erkämpft. Sie wird jetzt als Frau und Mutter respektiert.« *Frau H.*

»Ich habe drei Kinder gehabt, die ersten zwei hat man mir weggenommen. Als ich mit meinem dritten Kind schwanger war, galt ich wegen dieser Platzierungen als depressiv und unfähig. Ich glaubte, dass ich imstande war, ein Kind zu erziehen, und war entschlossen, es den anderen zu beweisen. Der Arzt erkannte meinen Willen und sagte: »Wenn Sie es behalten wollen, dann wollen wir alles tun, um es gut zu empfangen.« Der Arzt rief den Vormund, die Sozialarbeiterin der Gemeinde und uns, die Eltern, zusammen. Die Sozialarbeiterin fand eine Notwohnung, denn ich wohnte in einem kleinen Studio. Eine Säuglings- und Kinderschwester kam drei Jahre lang wöchentlich vorbei. Ich fühlte mich unterstützt. [...] Ich spürte, dass mir Vertrauen geschenkt wurde und wollte zeigen, dass ich es verdiente. [...] Ich habe kämpfen müssen, um eine Familie zu gründen, und ich bin stolz darauf: Das ist ein Verdienst, das ich mir nicht nehmen lasse.« *Frau I.*

## Die Armut braucht meine Kraft auf

»Ich habe schon immer aufs Geld achten müssen. Den Kindern musste ich immer sagen, wir

können nichts verschwenden, wir müssen Sorge tragen zum Geld. Mit dem Mann im eigenen Geschäft haben wir Schulden gemacht. Ich habe dann Arbeit angenommen, in der Fabrik, neben den Kindern, bis ich zusammenbrach. Dann kam noch ein weiterer Schicksalsschlag dazu, da habe ich auch getrunken.

Ich kann die Armut und meine Lebensgeschichte gar nicht auseinanderhalten, es hängt alles zusammen. Jetzt bin ich arbeitslos und bald 50 – es ist nicht einfach. Die Situation bringt

### »Jetzt bin ich arbeitslos und bald 50.«

mich zur Verzweiflung, sie macht verletzlich und einsam. Ich fühle mich so hilflos – das überträgt sich irgendwie auf alles andere. Ich komme gar nicht mehr zur Ruhe, die Gedanken kreisen ständig um das Geld, ob es reicht, und was eigentlich mit mir los ist. Ich habe oft Zukunftsängste. Die Armut braucht meine Kraft auf. Das Geld reicht immer nur für das, was ich muss, nie für das, was ich gerne hätte. [...]« *Frau B.*

»Als es für die PET-Flaschen noch Pfand gab, suchten wir mit den Kindern in den Abfallcontainern nach solchen. Meiner ältesten Tochter gefiel das überhaupt nicht, aber ich konnte mit dem Geld das Abendessen einkaufen. Manchmal kamen bis zu dreißig Franken zusammen.« *Frau Y.*

### Sie halten mich für geistig beschränkt

»Armut bedeutet auch Erniedrigung – man muss um alles betteln und sich bemühen, dass man von irgendwoher Hilfe bekommt. Als armer Mensch habe ich mein Leben nicht mehr in der Hand. Manchmal fühle ich mich bevormundet.

Die ... Sozialarbeiterinnen können noch so nett sein – lieber bräuchte ich sie alle nicht. Manchmal habe ich das Gefühl, es würden mir immer wieder Türen vor der Nase zugeschlagen – so vieles ist mir nicht möglich, so vieles steht mir nicht zu. Auch das Recht ist nicht auf der Seite der Armen – sogar für eine Einsprache oder Klage bei einem Gericht muss man 300 Franken aufwerfen. Man muss sich immer für alles wehren, zum Teil habe ich sogar den Eindruck, die Leute meinen, sie könnten mit mir alles machen, mich für dumm verkaufen.

Meine Krankheit hat mich körperlich gezeichnet, ich habe sehr an Gewicht zugenommen, und manchmal, wenn ich sage, ich sei IV-Bezügerin, werde ich als geistig beschränkt eingeschätzt. Nur weil ich staatliche Gelder beziehe, bin ich doch noch lange kein Dummenchen! Ich habe im Kontakt mit Arbeitsstellen oft das Gefühl, dass ich nicht als die gesehen werde, die ich bin.« *Frau C.*

»Zweimal habe ich bei ›Cartons du coeur‹ um ein Lebensmittelpaket gebeten. Aber es tat mir weh, dass wir gezwungen waren, um Nahrung zu bitten. Als ich die Pakete erhielt, kamen mir die Tränen. Es braucht Mut, um so etwas zu bitten. Ich rief erst an, als es gar nicht mehr anders ging. Und dann sagten meine Töchter auch noch: ›Wo bist du jammern gegangen, um das zu bekommen?‹« *Frau N.*

### Unser Kampf um Arbeit

»Wir sind eine Familie mit vier Kindern. Mein Mann hat drei Monate lang kein Einkommen gehabt, weil er seine Stelle freiwillig gekündigt hatte. Siebzehn Jahre lang arbeitete er für das gleiche Unternehmen, aber als sein alter Chef in Pension ging, verstand er sich gar nicht mit dem neuen. Er konnte nicht mehr schlafen, aber woll-

te sich nicht wegen Depression krank schreiben lassen. Er wollte die Stelle erhobenen Hauptes verlassen. Weil er seine Arbeit freiwillig aufgab, bekam er auch kein Arbeitslosengeld.

Nach monatelanger Suche fand er endlich eine Stelle, jedoch weniger gut bezahlt und weiter entfernt. Er muss um sechs Uhr morgens los, um seinen 60 km weit entfernten Dienstwagen zu erreichen, und das bei den steigenden Benzinpreisen. Er kehrt abends erschöpft heim. Während mein Mann arbeitslos war, arbeitete ich als Aushilfspflegerin in einem Altersheim.

» *Vor allem die Kälte  
war schwer auszuhalten.* «

Ich wurde gerufen, wenn man mich gerade brauchte. Was ich damit verdiente, reichte gerade für die Miete. Die anderen Schulden häuften sich weiter an. Ich fuhr mit meinem Mofa manchmal schon um fünf Uhr morgens los und kam oft erst um elf Uhr abends heim. Ich hatte eine Stunde Hin- und eine Stunde Rückfahrt. Ich fuhr diese Strecke trotz rutschiger Straßen. Aber es war vor allen Dingen die Kälte, die schwer auszuhalten war.

**Internethinweise:**

<http://www.atd-quartmonde.org/>

<http://vierte-welt.ch>

<http://www.atd-viertewelt.de>

<http://www.oct17.org>

Website zum Welttag der Überwindung der Armut. Hier findet sich auch die Broschüre, aus der die hier verwendeten Texte stammen.

Ich konnte einen Monat lang nur sehr wenig arbeiten, es kam fast kein Geld mehr herein. Ich musste zur Sozialhilfe gehen, obwohl mein Mann es nicht wollte. Ich habe so viele Papiere vorweisen müssen, dass ich mich richtig entblößt fühlte. Die Sozialhilfe geht davon aus, dass eine

Familie wie wir mit 4000 Franken im Monat zu recht kommt. Sobald ich etwas Geld einnahm, wurde diese Summe von den 4000 abgezogen. Trotz aller Anstrengung bei der Arbeit verdiente ich nichts dazu. Ebenso gut konnte ich zu Hause bleiben und für meine Kinder da sein!

Wir versuchen mit allen Mitteln über die Runden zu kommen. Aber mit 4000 Franken im Monat ist es unmöglich. Man muss sich verschulden. Wie wollen Sie ihre Kinder mit diesem Budget gesund ernähren? Gemüse und Früchte sind teuer. Manchmal traue ich mich ganz früh morgens, wenn mich niemand sieht, auf die abgeernteten Felder, um Reste zu sammeln. Als Hilfspflegerin erhielt ich keine feste Stelle, denn mir fehlte die anerkannte Ausbildung. Ich begann also diese Ausbildung, wurde aber trotzdem arbeitslos. Diese Ausbildung kostet 2500 Franken. Das Arbeitsamt sprang nicht für die Kosten ein, weil ich zu Beginn der Ausbildung noch gearbeitet hatte. Außerdem besuchte ich die Kurse in einem andern Kanton, weil das für mich näher war. Sie verlangten, dass ich die Ausbildung in meinem Wohnkanton nochmals von vorne beginne. Das verweigerte ich, denn ich hatte Angst, dass ich in einem neuen Kurs nicht angenommen würde.

Es ist für mich sehr schwer, Prüfungen abzulegen, denn in meiner Kindheit wurde mir stets eingebläut, ich sei unfähig und zu nichts nutze. Wenn man sein ganzes Leben lang heruntergemacht wird, verliert man sein Selbstvertrauen. Für den praktischen Teil geht es, aber die Theorie ist ein Alptraum für mich. Wenn du schon seit langem nicht mehr gelernt hast und auch selten liest, ist es schwer. Ich kann mir einfach nicht merken, was ich gelesen habe. Ich kann in der Vorlesung keine Notizen machen, denn es geht zu schnell. Aber ich weiß, dass ich die Arbeit als Hilfspflegerin liebe; sie hat mich aufgewertet und mir meine Würde zurückgege-

ben. Ich möchte die Ausbildung weitermachen und hoffe, mein Examen zu bestehen. Ich hoffe auch, dass ich die Kurse mit meinem Arbeitslosgeld nach und nach abzahlen kann.« *Frau F. wohnt mit ihrer Familie in einem abgelegenen alten Bauernhaus.*

## Im Denken der anderen Menschen existieren

»Damit ein Mensch seine Stimme einbringen kann, muss er im Denken der anderen Menschen existieren. Dazu möchte ich eine persönliche Erfahrung erzählen. Nach einem Spitalsaufenthalt schlug mir der Arzt vor, an einer Studie mitzumachen, um der Forschung zu helfen. Ich war damit einverstanden. In dem Fragebogen musste man ankreuzen, welche Schulen man besucht hat. Da wusste ich nicht, was ich ankreuzen sollte. Ich wurde nämlich nach dem Kindergarten von meiner Mutter getrennt und von einem Heim zum anderen geschoben, und deswegen habe ich die Schule verpasst. Erst als meine Tochter zur Schule ging, habe ich mit ihr zu-

### »spüren, dass man gebraucht wird«

sammen lesen und schreiben gelernt. Für eine solche Schullaufbahn war in diesem Fragebogen kein Kästchen vorgesehen. Ich hatte das Gefühl, nicht dazuzugehören.

Es gibt auch andere, die nicht dazugehören: weil sie arbeiten mussten, statt zur Schule zu gehen, weil sie in der Schule nicht lernen konnten wegen des schwierigen Lebens, oder weil sie eine Spezialschule besucht haben. Weil wir außerhalb der Norm stehen, kommen wir im Denken der anderen nicht vor. Deshalb existieren wir auch nicht in den vordruckten Formulare. [...]

Manchmal bin ich eifersüchtig auf die Intelligenz der andern. Ohne Bildung kann man sich nicht ausdrücken, weil man vieles gar nicht weiß. Man kann weniger gut auftreten. Man erhält keinen Platz in der Arbeitswelt. Man weiß nicht, welche Rechte man hat. Man macht auch Fehler aus Unkenntnis. Man legt zum Beispiel Briefe unbeantwortet zur Seite, weil man sie nicht versteht, und verpasst so wichtige Termine. Wenn wir auf die Einladung zu einem Elterngespräch nicht reagieren, denken die Lehrer, wir kümmern uns nicht um unsere Kinder. Dabei lieben wir unsere Kinder und hoffen, dass sie in der Schule all das lernen können, was wir selber verpasst haben.

Wir haben ständig Angst: Sie werden mir die Kinder wegnehmen! Sie werden mich in die Psychiatrie bringen! Wir fühlen uns schnell beleidigt, wenn wir nicht alles verstehen. Unsere

### »Wir haben ständig Angst.«

Unbeholfenheit führt dazu, dass wir aggressiv werden und als Antwort die Leute anschreien. Wir wagen nicht zu sagen: »Ich habe nicht verstanden, was Sie gesagt haben.«

Häufig werden wir gar nicht nach unserer Meinung gefragt. Andere entscheiden für uns, ohne uns anzuhören. Oder sie erledigen unsere Aufgaben an unserer Stelle, anstatt sich Zeit zu nehmen, um es uns zu erklären, damit wir sie selber erledigen können. Sie geben uns keine Chance, die Verantwortung zu übernehmen. Damit der Ärmste seine Stimme einbringen kann, braucht er Menschen, die ihn ernst nehmen und die ihm zuhören: nicht als Therapie oder weil sie etwas Bestimmtes von ihm wollen, sondern weil er als Mensch wichtig ist. Er hat ein Recht darauf zu spüren, dass er in dieser Welt gebraucht wird.« *Frau S.*

## Mit mehr Mut

»Ich gehöre zu den so genannten ›Working Poor‹: Trotz vollzeitiger Arbeit reicht mein Lohn nicht aus, um ein würdiges Leben zu führen. Oft kratze ich am Ende des Monats die letzten Münzen zusammen, um noch essen zu können. Ich rede nur selten darüber; es ist nicht leicht! Ich lebe alleine, und weil ich es mir nicht leisten kann, auszugehen, habe ich nur wenige Freunde. Die wenigen Verwandten, die ich habe, leben nicht in der Region.

Seitdem ich regelmäßig einen Treffpunkt in meinem Kanton besuche, halte ich es besser aus: Man trifft Leute und lernt sich kennen, man diskutiert, tauscht sich aus und nimmt an Aktivitäten teil. Dieser Ort bietet auch dreimal wöchentlich eine erschwingliche Mahlzeit an. So habe ich beim Essen Gesellschaft und bleibe nicht immer allein. Die Einsamkeit ist sehr belastend, oft ist sie schwieriger zu ertragen, als die finanzielle Not. [...]

Nach einigem Zögern habe ich die Sozialhilfe kontaktiert und hoffe nun, nicht länger ein so tiefes Einkommen zu haben, dass es schon unverschämt ist. Ich habe Jahre lang kämpfen müssen, um mit meiner Lage fertig zu werden und leben zu können. Ich habe endlich Hilfe und Unterstützung gefunden. Jetzt kann ich mit mehr Mut an die Zukunft rangehen.« *Frau E.*

## weniger ausgeschlossen

»Wenn Sie wüssten, wie froh ich jetzt bin, wenn ich morgens aufstehe! Ich freue mich, zur Arbeit zu gehen. Es gibt nichts Schlimmeres, als nicht zu wissen, warum man morgens überhaupt aufsteht, und den ganzen Tag rumzuhängen. Ich habe hier auch eine gute Freundin gefunden. Das hilft, denn wir reden viel, auch über den ganzen

Betrieb hier. Das ist wichtig; es ist einfacher zu zweit. [...] Ich habe mehr Lebensfreude. Ich fühle mich weniger ausgeschlossen. Die meisten Menschen arbeiten, und wenn man es selbst nicht tut, fühlt man sich ausgegrenzt, man hat nicht die gleichen Gesprächsthemen.« *Frau V.*

»Als IV-Rentnerin habe ich Zeit, für andere Menschen schöne Bilder und Sachen zu schaffen und Freude zu bereiten durch Musizieren und Singen. Dies ist auch möglich, weil der Beistand mir viele Sorgen abnimmt. Es ist gut, dass ich in dieses einsame Bergdorf gekommen bin. Seit ich hier bin, erlebe ich, wer ich selber eigentlich bin. Vorher lebte ich immer in Not und stand unter Druck. Ich ruderte mit meinen Kindern, schlug mich mit den Behörden herum und auch mit dem Gericht wegen der Scheidung. Das hat meine ganzen Begabungen zugedeckt. Es hat mich so erdrückt, dass die Leute dachten, ich gehöre in die Psychiatrie. Ich war nur Dorn einer Rose. Jetzt fühle ich mich wie eine aufgehende Blume, die endlich Blume sein darf!« *Frau J.*

Die Texte stammen aus der Broschüre »Erzählungen von Mut und Widerstand« zum Welttag der Überwindung der Armut, 17. Oktober 2005; hg. v. ATD Vierte Welt, Treyvaux. DIAKONIA dankt sehr herzlich für die freundliche Genehmigung zum Abdruck.

In der **internationalen Bewegung ATD Vierte Welt** setzen sich Menschen unterschiedlichster Herkunft zusammen mit von Armut direkt Betroffenen für die Überwindung von Not und Ausgrenzung ein. Sie tun dies in ihrem persönlichen Einflussbereich und in gemeinsamen Projekten.

ATD Vierte Welt steht für Aide a Tout Distres oder All Together in Dignity. Vierte Welt spielt auf den vierten Stand an, der nicht einmal in der französischen Revolution Stimme bekam. Die Bewegung wurde 1957 von Père Joseph Wresinski und Familien, die bei Paris in einem Obdachlosenzlager untergebracht waren, gegründet. ATD Vierte Welt war eine Initiatorin des jährlichen UNO-Welttags zur Überwindung der Armut am 17. Oktober.